Breslauer  Zeitung.

Vierteljähriger Abonnementspr. in Breslau 5 Mark, Wochen-Abonnem. 50 Pf., außerhalb pro Quartal incl. Porto 6 Mark 50 Pf. — Insertionsgebühr für den Raum einer sechstheiligen Petit-Zeile 20 Pf., Reclame 50 Pf.

Expedition: Herrenstraße Nr. 20. Außerdem übernehmen alle Post-Anstalten Bestellungen auf die Zeitung, welche Sonntag einmal, Montag zweimal, an den übrigen Tagen dreimal erscheint.

Nr. 297. Morgen-Ausgabe. Sechszigster Jahrgang. — Verlag von Eduard Trewendt. **Sonntag, den 29. Juni 1879.**

Die Wendung der Dinge im Reiche.

Der von der Tarif-Commission des Reichstages angenommene Antrag des Führers der Centrums-Fraction, Freiherrn zu Franckenstein, wonach der über eine bestimmte Summe, nämlich den noch zu berechnenden Durchschnitt der letzten drei Jahre, hinausgehende Betrag der Zölle und der Tabakssteuer an die einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe derjenigen Bevölkerung, mit welcher sie zu den Matricularbeiträgen herangezogen werden, überwiesen werden soll, bildet den Angelpunkt der parlamentarischen Lage. Das Centrum erscheint danach als die zur Zeit ausschlaggebende Fraction des Reichstages, wie es gleichzeitig die numerisch stärkste ist; es hat in beiden Beziehungen die nationalliberale Fraction abgelöst, vor welcher es den Vortheil einer festen Geschlossenheit voraushat. Die neue, durch das Drängen des Reichskanzlers auf Erhöhung der Einnahmen im Reiche geschaffene Lage ist hiermit ausreichend gekennzeichnet. Es ist eine Zwangslage sowohl für die Reichsregierung, wie für die conservativen Parteien, die behufs ihrer Unterstützung der Reichsfinanzpolitik keine oder doch nur solche Bedingungen stellten, welche der Reichskanzler, da damit seinen eigenen Absichten entgegengekommen wurde, gern zu bewilligen bereit ist.

Die Organe der conservativen Parteien haben im Namen derselben erklärt, daß es nicht freie Wahl sei, welche die Conservativen zur Unterstützung des Centrumsantrages bewogen habe. Es habe sich für die conservativen Parteien lediglich um die Wahl zwischen zwei Uebeln gehandelt, und da sei der Antrag des Centrums, als das geringere von beiden Uebeln, dem Antrage Bennigsen auf Quotisirung des Kaffeezolles und der Abgabe vom Salze vorgezogen worden. Einem erheblichen Bruchtheile der Conservativen, vor Allem Denjenigen, die sich mit dem „Reichsgedanken" nur ungern befreundet haben, wird der Anschluß an den Centrumsantrag gar nicht einmal schwer gefallen sein, da die politische Bedeutung desselben eben darin liegt, das föderative Element, welches in der Reichsverfassung enthalten ist, dadurch zu stärken, daß die finanzielle Lage der Einzelstaaten aufgebessert und dadurch der durch solchen Steuerdruck erzeugte Wunsch der Bevölkerung nach weiterer Ausdehnung der Reichshoheitsbefugnisse unter Entlastung der Einzelstaaten von ihren hohen Verwaltungskosten zum Schweigen gebracht wird. Die praktische Folge der Ausführung des Centrumsantrages wird nämlich die sein, daß die Klagen über Steuerdruck sich nicht mehr gegen die einzelstaatlichen Regierungen, sondern gegen das Reich richten, weil dieses die hohen Zölle und Steuern erhebt, während die Einzelstaaten nur an den Erträgnissen derselben theilnehmen, und zwar ohne odium! Diese Verschiebung der moralischen Verantwortlichkeit für den Steuerdruck ist von Seiten des Centrums ein fein ausgesonnenes Stück. Wenn die conservativen Parteien, unter dem Einflusse des Reichskanzlers, in diese Belastung des Reiches mit der Verantwortlichkeit für die Erhöhung der indirecten Abgaben eingewilligt haben, so kann dafür nur die Erwägung maßgebend gewesen sein, daß bei einer Ablehnung des Centrums-Antrages eine Erhöhung der Reichseinnahmen nur unter Zugeständniß irgend einer Quotisirung zu erreichen gewesen wäre, was dem Reichstage die bisher thatsächlich ausgeübte Befugniß der Einnahmebewilligung als ein gesetzlich anerkanntes Recht bestätigt hätte. Ehe aber verfassungsmäßige Garantien für das Einnahmebewilligungsrecht des Reichstags zugestanden wurden, entschloß man sich seitens der Conservativen lieber dazu, die Regierungen der Einzelstaaten zu Herren über die Finanzlage des Reiches zu machen. Sollte es einmal zwischen den Regierungen und dem Reichstage über Budgetfragen zu einem Conflicte kommen, ähnlich demjenigen, den wir in Preußen gehabt haben, so wird der Reichstag, der nunmehr lediglich auf das Ausgabebewilligungsrecht angewiesen bleibt, ohne jedes Mittel sein, auf den Austrag des Conflicts einzuwirken. Die dem Reiche zustehenden Zölle und Abgaben werden auf Grund der anordnenden Gesetze, also die jetzt zu bewilligenden auf Grund des Tarifgesetzes und des Tabaksteuergesetzes, forterhoben und, sollte das Etatgesetz einmal nicht zu Stande kommen, so kann die Reichsregierung ganz ruhig der „budgetlosen Zeit" entgegensehen, sobald sie nur mit den Regierungen der Einzelstaaten sich zu arrangiren weiß. Die Feststellung des Satzes, zu welchem die nach den Vorschlägen von liberaler Seite zu quotisirenden Zölle und Steuern im nächsten Jahre zur Hebung zu kommen haben, durch das Etatgesetz ist nicht nothwendig und mithin auch die Nothwendigkeit, daß ein Etatgesetz zu Stande kommt, praktisch keine genügende.

Die sogenannten föderativen Garantien, welche das Centrum in die Reichsverfassung einführen will, befähigen in keiner Weise den Reichstag, sich selber in seinem Budgetrecht zu schützen; sie verlegen diesen Schutz in den guten Willen der einzelnen Regierungen. Ob sich daraus im Falle eines Conflicts ein Collectivwille formt, welcher mächtig genug ist, um den betreffenden Schutz praktisch zu machen, ist sehr zu bezweifeln. Dagegen wird der leitende Staatsmann mehr als bisher dazu genöthigt sein, zwischen der Reichsregierung und den Regierungen der Enzelstaaten die bekannte „Resultante" aufzusuchen und Zugeständniß um Zugeständniß zu tauschen. So erscheint denn der Reichsgedanke für's Erste bei Seite geschoben und der Particularismus zu einem Eroberungszuge auf dem Reichsgebiete eingeladen. Das Widerspiel des Particularismus in Deutschland ist aber die innere Reaction, deren Vorzeichen täglich sichtbarer hervortreten.

Damit ist denn auch die Aufgabe der liberalen Partei bezeichnet; sie hat sich unter Ausscheidung aller trennenden Punkte, die, so lange es eine positivere Mitwirkung an der politischen Arbeit galt, nothwendigerweise hervorspringen mußten, eng zusammenzuschließen zu einer Macht um das Verfassungsrecht und um die freiheitlichen Errungenschaften, die dem Boden desselben abgewonnen worden sind. Für wie karg man hier und da diese Errungenschaften auch halten mag, wer wenig zu verlieren hat, wird darum erst recht darauf sehen müssen, daß seinem kleinen Besitz nicht noch weiterer Abbruch geschehe!

Breslau, 28. Juni.

Die „B. A. C." verbreitet nachfolgenden Artikel, der dadurch eine gewisse Wichtigkeit erhält, weil die „N. Pr. Ztg." den Inhalt desselben im Wesentlichen bestätigt und nur die Bemerkung daran knüpft, daß in der conservativen Fraction über die Lösung der auf die Civilehe bezüglichen Frage keine volle Uebereinstimmung herrsche und deshalb die Besprechung gegenwärtig nicht praktisch erscheine, ferner, daß weder mit der Regierung noch mit dem Centrum über diese Frage verhandelt worden sei. Der Artikel lautet:

„Wie man sich erinnern wird, hat der Reichstag am 14. Mai über Petitionen berathen, die auf Abschaffung der Civilehe in ihrer jetzigen Gestalt gerichtet waren und deren Ueberweisung an die Regierung die Conservativen beantragt hatten. Die Discussion wurde damals abgebrochen und ist bisher nicht wieder aufgenommen worden. Wie jetzt die „B. A. C." meldet, würden die gedachten Petitionen in der gegenwärtigen Session überhaupt nicht mehr den Reichstag beschäftigen, und zwar auf Wunsch der conservativen Partei selber. Die Liberalen haben begreiflicherweise kein Interesse daran, über eine der allerwichtigsten Fragen zu einer Zeit zu verhandeln, wo die Entscheidung in ihrem Sinne keine gesicherte ist. Welche Gründe die Conservativen bewogen haben, von der Verfolgung der Sache in der gegenwärtigen Session Abstand zu nehmen, ist nicht näher bekannt. Möglich, daß die Coalition mit dem Centrum in diesem Punkte noch nicht zu einer festen Bindung gelangt ist, indem das Centrum ja von jeher die Frage der Civilehe mehr theoretisch betrachtet, als ein praktisches Gewicht darauf gelegt hat; möglich auch, daß die Regierung nicht wünscht, heute schon die Sache in dem einen oder anderen Sinne zum Austrag zu bringen und einer Erklärung über ihre Stellung ausweichen will. In der nächsten Session wird die Frage ohne Zweifel wieder aufgenommen werden und die Conservativen hoffen, daß bis dahin der Boden für eine ihnen günstige Entscheidung geebnet ist.

Wie der „Pol. Corresp." aus **Konstantinopel** gemeldet wird, hat der

Berliner Herzensergießungen.

Berlin, 26. Juni.

Wenn man alt wird, soll man sich anticipando auf gar nichts mehr freuen, am wenigsten auf die Wiederholung der heitern und anregenden Momente, die uns vor einem halben Jahrhundert in ihre [illegible] zogen. Unser so eben in Glanz und Pracht vorüber gerauschtes, vaterländisches, fürstliches Familienfest, Monate lang vorher hat es uns freundlich angeregt, die Freudentage vor fünfzig Jahren erinnerungsvoll noch einmal zu durchleben, als Greise sie wieder zu begrüßen, wie wir als Jünglinge mit dem kecken Wunsch von ihnen Abschied nahmen: „Auf Wiedersehen nach einem Halb-Jahrhundert, so frisch und fröhlich, wie wir uns heute trennen!" Es war ein voreiliger Handschlag, den unsere kleine Tafelrunde bei Beyermann „Unter den Linden" damals 1829 an einem der festlichen Tage austauschte. Wir dachten in unserem jugendlichen Uebermuth nicht daran, daß eine höhere Macht ihn sanctioniren müsse. Diese hat ihre Gnade dem hohen Fürstenpaar nicht entzogen, und selbst mir unbedeutenden Zeugen jener Festtage gestattet, sie nach einem halben Jahrhundert wieder in der Erinnerung aufleben zu sehen, freilich nicht im Kreise der vertrauten Wiederholung der Tafelrunde der einstigen Jugendgenossen, die Alle bereits die große Reise nach droben auf Allerhöchsten Befehl vorher angetreten. Ich, der Einzige von ihnen, der geglaubt, angeregt von der Erinnerung, noch einmal die heitere Vergangenheit begrüßen zu dürfen. Es wurde mir vergönnt, aber unter erschwerenden Umständen. Meine ungewöhnliche Equipage, ein Krankenstuhlwagen, bespannt mit einem braven Dienstmann, in der ich mich schon seit einigen Wochen bisweilen in den Thiergarten, um ein halb Stündchen mich an frischer Waldesluft zu erfrischen, rollen ließ, war mit mir am Hauptfestnachmittage auf dem Wege nach den von Pracht und Herrlichkeit strotzenden Linden. Am Eingange in diese Promenade belehrte mich — ich muß hinzufügen, mit rühmenswerther Leutseligkeit — ein Schutzmann, daß eine solche Equipage heute nicht in dem unbeschreiblichen Wogen und Drängen zugelassen werden könne. Ich erkannte selbst die Zweckmäßigkeit des Verbots, kehrte um und langte unbeschädigt in meiner Häuslichkeit wieder an, um in derselben doch auch mein Scherflein „zur Feier des Abends", so viel meine Kräfte es erlaubten, beizutragen. Wußte ich doch meine Gattin für den Abend in einer befreundeten Familie Unter den Linden gut aufgehoben, während ich mich als Fest-Decorateur zu Hause durch die Beleuchtung meiner vier Fenster mit 24 Kerzen patriotisch verdient machte. Damit hätte ich aber meinen Patriotismus für diesmal beendigt sein, nicht mich zu der extravaganten Huldigung in Form zweiser Gläser Ungarwein auf das fernere Wohl unseres Kaiserpaares verleiten lassen sollen, wodurch ich mein Asthma zu bedenklicher Höhe gesteigert und mich selbst wieder zum Stuben-Arrestanten verurtheilt habe. Mein körperliches Leiden lasse ich aber mit Resignation in Gottes Namen seinen Weg gehen und tröste mich im Hinblick auf meine, selbst im Alter noch immer nicht erkaltete patriotische Gesinnung, die mich zu solchen extravaganten Kundgebungen anregt, und deren etwaige üble Folgen ich allein zu tragen habe.

Mit der am Sonntag Abend erfolgten Abreise des Kaisers nach Ems, bis wohin sich noch das großstädtische Treiben und Leben regte und bewegte, mit dem Schluß der Festtage aber täglich einen trägeren Charakter erkennen ließ, scheint selbst die Lust, einen neuen Anlauf zum Amüsement nehmen zu wollen, complet erstorben zu sein. Keine heitern Liederklänge feiern die Wiederkehr des Sommers, der sich in diesem Jahre, bisher wenigstens auch in außergewöhnlicher Unbeständigkeit zu zeigen bemüht. Mit verführerischem Sonnenschein und anmuthiger Temparatur beginnen die Tage; man studirt die Beilagen der Morgenblätter, in denen die Concert- und Theater-Gärten die Wahl, wo man die sorgenvollen Tage am Abend zu vergessen Gelegenheit zu finden hofft, durch ihre Versprechungen erschweren. Das Gewölk, das aber regelmäßig auf plötzlich sich entfaltenden Sturmflügeln heranbraust und ruckweise seinen Regenvorrath über die Menge ausschüttet, bildet das abendliche Finale des Vergnügens und bevölkert die Wege mit Enttäuschten, die dem schützenden Heimathsdach in der Stadt so schnell und so früh wie möglich entgegen eilen. Selbst die gute Absicht des luftseglerischen Ehepaares Securius, mittelst ihrer „Ballons captif", den kühnen Emporstreblingen Gelegenheit zu geben, über den düstern Wolkenregionen sich in reinere Lüfte zu erheben und von dort auf die irdische Misère hinabzublicken, ist nun schon wiederholt durch die tückischen Sturmnicken vereitelt worden, am vergangenen Sonntage unglückdrohend am empfindlichsten. Der noch in der Füllung begriffene Riesenballon ward von dem wüthenden Gewittersturme mit solcher Vehemenz hin- und hergeschleudert, daß es nur den im Garten zu Tausenden versammelten Vergnüglingen viribus unitis nach einer halben Stunde gelang, das wüthend umherrasende Ungethüm zu bändigen und seiner Füllung zu entleeren. In ähnlicher Weise hatte dies unerwartete Schauspiel schon an ein paar vorhergehenden Sonntagen stattgefunden und Herr Securius beschlossen, diesen Sturmwink, „den Feiertag zu heiligen," zu beachten und die kecken Fahrten auf profane Wochentage zu verlegen. — An Fremdenbesuch hat unsere Residenz auch in diesem Jahre keinen Mangel, es sind aber die Ankömmlinge zum größten Theil preußische Inländer aus der östlichen Provinz und Russen, die ihrem heimathlichen Nihilismus entfliehen, und kurzverweilende Gäste, die gleich Columbus rasch weiter dem Westen zustreben, um sich in die wohlthuenden Gewässer der Curbäder zu stürzen, was von unsern heimischen Spree-Atheniensern in diesem Jahre weniger als je vorher nachgeahmt wird. Bei der notorisch „schlechten Zeit", die sich in allen Klassen geltend macht, erlauben es eben die Mittel nicht. Wann hat je in den letzten Jahren ein Berliner Hausbesitzer, und war er auch ein noch so „gesunder Junge", es versäumt, in den Bädern als Kranker maskirt, zu erscheinen und seinen Wohnungsmiethern die Kosten dafür aufzubürden. Das hat vorläufig ein Ende genommen. Massenhaft stehen die Wohnungen von Miethern leer und bieten den Vermiethern Gelegenheit, sie zu bequemen Promenaden durch die öden Zimmerreihen zu benützen. Es steckt in vielen dieser Herren ein Trotz, denen die Wohnungsleere noch immer nicht zur Lehre des Nachgebens zu dienen scheint. Lange Tante-Voß-Spalten wimmeln alltäglich voll Vermiethungsanzeigen, Charlottenburg und die zahlreichen Vororte Berlins von Berlinern, [illegible] sich resolut entschließen, dorthin ihr Heim zu verlegen, wo dieses häusliche Bedürfniß bedeutend billiger die Kasse der Bedürftigen in Anspruch nimmt, die Ortsabgaben mit altmodischer Bescheidenheit normirt erscheinen und die Pferde-Eisenbahnen den Connex mit der Residenz nach dem billigsten Tarif erleichtern.

Der vorige Sonntag hat mehrere Dummheiten begangen, die er besser gethan, zu unterlassen. Er capricirte sich vorzugsweise auf gröbliche Neckereien gegen die Elemente. So, wie ich bereits erwähnt, gegen die Luft und die auf diese Branche angewiesenen Luftballons. Dann gegen das Wasser, das mittelst des aufgehetzten Gewittersturmes, der auf den Spandauer Seen die dortigen sonntäglichen Vergnüglinge in ihren Böten in Angst und Schrecken versetzte. Drei dergleichen mit dreizehn Insassen wurden umgeschlagen und diese, da sie fern vom Ufer, zu dem unfreiwilligen Bade gezwungen waren, nur mit Mühe dem nassen Tode entrissen. Ein Segelboot, das mit vollen Segeln, über die der Führer die Gewalt verloren, durch die Wogen daher gepeitscht kam und endlich auf einer Sandbank mitten im See zerschellt wurde, ließ den Tod der drei darin befindlich gewesenen Vergnüglings-Passagiere voraussehen. Als gute Schwimmer hielten sie sich so lange über Wasser, bis Hilfsboote sie dem nassen Tode entrissen. Aehnliche „Lustfahrten" werden in nicht geringer Zahl von den Seen, zu denen sich die Ober-Spree erweitert, gemeldet, mit der Bemerkung, daß der längste Tag des Jahres glücklicherweise nicht der letzte eines Einzigen der wässerigen Vergnüglinge geworden ist. Unsere Marine scheint wenig Glück zu haben. Wie Luft und Wasser aber zu solchen Illustrationen des Sonntags gezwungen wurden, so durfte auch noch das Element des Feuers nicht feiern. Gegenüber dem fortdauernd pilzartigen Aufwachsen neuer Theater in allen Stadtheilen bis dahin, wo die letzten Häuser stehen, haben wir nun seit einem Jahre doch auch zwei verloren, zuerst das Woltersdorf'sche, dessen Director, ärgerlich darüber, daß die Berliner es für keine Musterbühne halten wollten, sich hinlegte und starb. Seitdem hat aber kein Pachtlustiger auf die vorstädtische Entreprise anbeißen wollen, weil der verwittibten Frau Commissionsräthin der Kamm bis zu exorbitanten Forderungen schwoll. So ist das Woltersdorf-Theater vorläufig wieder geworden, was es ursprünglich vor 30 Jahren war, eine gewöhnliche Bierkneipe. Der Verlust eines zweiten Theaters, das vorige Woche Nachts durch Brand völlig zerstört wurde, ist ein von allen Berlinern, die der Bühne eine größere Theilnahme zuwenden, tief bedauerter. Neunzig Jahre hindurch ist Berlin als eine Bildungsschule für dramatische Kunst auf dasselbe stolz gewesen. Ich spreche von unserer vielberühmten alten Urania, keine landläufige öffentliche Bühne, sondern Eigenthum einer Privatgesellschaft. Auf ihren Brettern verdienten Hunderte ihre ersten Künstlersporen, bevor sie als Lumina in die Oeffentlichkeit der Kunstwelt traten, zumeist in die Berlin's, während Viele auf anderen Kunststätten Deutschlands den Ruhm unserer dramatischen Schule verbreiteten. Nennen wir nur die Namen der Männer Rebenstein, Lemm, Fleck, Beschort, Wauer, Blume, Berndal, Gern, Räthling, Dessoir, sowie der Frauen Stich (Crelinger), Fleck (nachmaligen Schröck), Franz (später verheiratheten Unzelmann-Werner), u. s. w. — es sind dies nur Wenige, deren [illegible] Entwickelungsgang in die Zeit fiel, seit ich den Theaterverhältnissen Berlins eine lebhafte Theilnahme zuwandte. Die

russische Botschafter Fürst Lobanoff die an ihn von der Pforte gerichtete Note wegen der Verfolgungen und Eigenthumsverletzungen, welchen die Mohamedaner in Bulgarien ausgesetzt sind, beantwortet. Fürst Lobanoff erklärt in seiner Antwort, daß derlei Vorkommnisse Sache der bulgarischen Localpolizei seien und nicht das russische Gouvernement angehen, da die russischen Behörden die Verwaltung Bulgariens abgegeben haben. Falls er nochmals wegen einer solchen Angelegenheit in Anspruch genommen werden sollte, würde er zu seinem Bedauern nicht mehr in der Lage sein, darauf einzugehen.

Wiener Blätter bringen die interessante Nachricht aus Rom, daß die Pforte dem Fürsten von **Bulgarien** durch ihren dortigen Gesandten, Turkhan Bey, mittheilen ließ, sie halte es bei den obwaltenden Zuständen in Konstantinopel nicht für angebracht, wenn sich Fürst Alexander zur Entgegennahme des Investitur-Berats nach der türkischen Hauptstadt begebe; der Sultan gedenke deshalb, dem Fürsten den Berat nach einer noch zu vereinbarenden Stadt in Bulgarien zu übersenden. Wir lassen es dahingestellt, welche Motive den Sultan bestimmten, auf den Besuch des Prinzen zu verzichten; indessen glauben wir, Fürst Alexander werde sich zu trösten wissen, daß sein Suzerän ihn zu empfangen augenblicklich keine Neigung verspürt.

In **Italien** wird dem Ministerium gegenwärtig nicht nur durch das Dilemma, in welches es durch den bekannten Senatsbeschluß in Betreff der Abschaffung der Mahlsteuer versetzt worden ist, sondern auch durch Garibaldi viel Sorge verursacht. Das von dem alten Freischaarenführer präsidirte ausführende Comite der demokratischen Liga veröffentlicht in der „Capitale" ein Rundschreiben an die Gesinnungsgenossen, in welchem über die vom Ministerium befolgte innere Politik Beschwerde geführt und hervorgehoben wird, die jüngsten in Mailand, Genua, Imola, Rimini, Anghiari und Calatabiano vorgekommenen Ruhestörungen seien die Folgen der schlechten Regierung, welche vom Geiste einer wüthenden Reaction inspirirt sei, sie habe keine Grundsätze, werde nur von künstlichen illiberalen Majoritäten gehalten und herrsche vermöge einer nie gekannten Polizeiwillkür, die sich in richterlichen Erkenntnissen und in gewaltsamen Angriffen auf arme, wehrlose Frauen und Kinder zu erkennen gebe. Es sei zu hoffen, daß es bald anders werde, die Demokraten würden deshalb gebeten, sich nicht durch künstliche Provocationen zu unklugen Handlungen verleiten zu lassen und sich eng aneinander zu schließen; der Gewalt sollten sie also die Ruhe entgegensetzen, welche das Bewußtsein des Rechts und der Macht denen gebe, die keine Furcht vor der Zukunft hätten.

Die gegenwärtige Lage der Dinge in **Frankreich** wird von einem Pariser Correspondenten der „K. Z." gewiß mit Recht eine wunderliche genannt. Die Regierung, so begründet dieser Correspondent die gedachte Bezeichnung, sieht mit gekreuzten Armen dem Treiben der monarchistischen Parteien zu; sie hofft, durch Duldsamkeit zu siegen, wie die Orleanisten durch Geduld mit den Schwächen ihrer leitenden Persönlichkeiten. Die Bonapartisten sind vollständig aus den Fugen gewichen. Ihr Napoleon V. in partibus ist und bleibt Prinz Napoleon Jerome, wenn bei ihnen überhaupt noch von einer Thronfolgeordnung die Rede sein soll. Dieser Prinz ist eitel, eigensinnig, selbstsüchtig wie sein Vetter Louis war, sein Kopf ist ein Chaos von absolutistischen und demokratischen Schrullen, Ideen und Inspirationen; der Prinz Napoleon Jerome ist gelegentlich zu Allem fähig, wie sein Vetter gelegentlich zu Allem zu bringen war, was seine Umgebung wollte, und er nicht gern that. Man hat oft gesagt, das Zeitalter der Originale sei in Frankreich vorüber; Napoleon Jerome zeigt das Gegentheil: er ist ein Original durch und durch, eben deshalb unberechenbar und zugleich gefährlicher für die Gegner als ein logischer Kopf, dessen Entschließungen sich für gewisse Fälle im voraus berechnen lassen. Der Prinz ist nur in einem Punkte sich immer gleich geblieben: er ist knauserig und wird schwerlich für eine Prätendentur seine wohl gespickte Schatulle leeren. Indeß hat er trotz aller Schäbigkeit Zeiten gehabt, wo er gewissen menschlichen Schwächen starke Summen opferte; auch hat er antiquarische Liebhabereien, denen er stoßweise schon Opfer zu bringen wagt. In der Politik ist der Prinz vor allem Gegner dessen, was er die Jesuiten- und Pfaffenwirthschaft zu nennen pflegt; es ist Freidenker und Freifühler bis zu den äußersten Folgerungen, und doch behauptet man, er sei abergläubisch und fatalistisch wie ein richtiger Corse. Als Militär ist er nie mehr als Figurant gewesen; in der Schlacht an der Alma witterte er überall Blei in der Luft, daher der Spottname „Plonplon" (plomb, plomb!). Auch im italienischen Feldzuge, wo er das Armeecorps befehligte, das von Toscana aus nach Norden rücken sollte, glänzte er durch ungewöhnliche Unfähigkeit. Mit seinem Vetter Louis stand er, obwohl ihre Ansichten weit auseinander zu gehen pflegten, auf vertrautem Fuße, und er allein wurde von ihm als durchaus ebenbürtiger Napoleonide behandelt: man zankte und man überwarf sich, doch man blieb seiner Zusammengehörigkeit stets eingedenk. Napoleon Jerome pflegte nach solchen Zwischenfällen nachzugeben, die Hörner einzuziehen und eine Weile ein Schneckenleben zu führen. Plötzlich aber schnellte er sich dann wie ein Springkäfer, der still auf dem Rücken lag, auf die Beine und ging die gewohnten alten Wege. Consequent war er in seiner Abneigung gegen die Spanierni, die er weniger ihres Ursprungs und ihrer Vergangenheit wegen haßte als wegen des Einflusses, den durch sie die Speichellecker und schwarzen Cohorten auf den Gang der Geschäfte erhielt: er behandelte sie von Anfang an als ein Unglück für die bonapartistische Sache, und darin hat er sich vollkommen als Menschenkenner erwiesen. Wunderlicher noch als der Charakter des Prinzen ist seine Stellung zu den Führern der bonapartistischen Partei: Eugenie war ihm von je her lächerlich und widerwärtig, Rouher ist ihm die Quintessenz eines betriebsamen Advocaten, der jede Sache verficht, die ihm etwas einbringt und der für keine ein Herz hat; mit seiner ältern Schwester, der Prinzessin Mathilde, stand er immer auf leidlichem Fuße, ohne daß er für sie und sie für ihn schwärmen mochte. Diese vermittelte die Beziehungen zu den Murats und dem Reste der Familie, die vom ersten Empire her mit oder ohne Verwandtschaft zusammenhalten wie eine corsische oder kabailische Sippschaft. Der Rest der bonapartistischen Führer wird dem Prinzen so gleichgiltig sein wie er ihnen. Und dennoch ist und bleibt er ihr Haupt, wenn sie fortan nicht hauptlos dastehen wollen. Nun wäre aber diese Hauptlosigkeit zugleich eine Kopflosigkeit ohne Gleichen, und deshalb wird sich diese Partei entweder nach dem neuen Herrn umgestalten oder in Trümmer gehen müssen.

Von clericaler Seite ist freilich, wie der „N. Z." von ihrem Pariser Correspondenten ausdrücklich versichert wird, der Versuch, gegen den Prinzen Jerome Napoleon einen Gegencandidaten aufzustellen, bereits dadurch gemacht worden, daß gewisse ultramontane Bonapartisten, darunter Pinard, Jolibois, Godelle, Paul de Cassagnac das freilich aussichtslose Project betreiben, den jüngeren Bruder des Cardinals Lucian Bonaparte, den am 5. Februar 1839 geborenen Charles Bonaparte als Prätendenten zu proclamiren. (Prinz Charles Bonaparte ist seit dem 26. November 1859 mit der Prinzessin Marie Christine Ruspoli vermählt, und sind aus dieser Ehe zwei Töchter entsprossen.)

In **England** scheint man sich immer mehr der Frage zuzuwenden, wie es möglich gewesen, daß Prinz Louis Napoleon von seinen Begleitern in so unverantwortlicher Weise, wie es nach den bisherigen Berichten ohne Zweifel der Fall gewesen, im Stiche gelassen wurde. Besonders aus Offizierskreisen häufen sich in dieser Beziehung die Zuschriften an die Zeitungen, und gerade aus diesen Kreisen mehren sich die Angriffe auf Lord Chelmsford, wie namentlich auf Lieutenant Carey, dessen Benehmen man schlechthin unbegreiflich findet. Die „Morning-Post" hofft, daß bei den näheren Untersuchungen, welche jedenfalls darüber anzustellen seien, eher Mangel an Geistesgegenwart als Mangel an Muth sich als die genauere sowie auch edelmüthigere Art der Bezeichnung des unbegreiflichen Imstichlassens des Prinzen von allen seinen Cameraden außer zweien erweisen werde. „Daily News" hält es für verfrüht, sich in heftigem Tadel über den Offizier, welcher die Recognoscirungs-Expedition befehligte, zu ergehen, so lange nicht die Umstände klarer ermittelt sind. Das Blatt räumt indessen ein, daß die Episode im besten Falle „unaussprechlich beklagenswerth" bleiben müsse. „Irgend welche Erklärungen, die später abgegeben werden mögen, können — so meint das Blatt, — nur in dem Lichte theilweiser Entschuldigungen für etwas, was, wie wir fürchten, sich niemals hätte ereignen sollen, erscheinen." Ganz anders lautet das Urtheil der „Times". Das leitende Blatt erinnert an die von verschiedenen Seiten berichtete Verwegenheit, ja Tollkühnheit, mit welcher der Prinz Gefahren aufgesucht habe. So verfolgte er, nachdem sich ein Trupp Zulus vor einer kleinen Abtheilung unter Oberst Buttler zurückgezogen hatte, auf eigene Faust einen Zulu, den er in der Entfernung erblickte, er gerieth dabei in augenscheinliche Gefahr, Lieutenant Raw und sechs Basutos mußten ihm nachgeschickt werden, um ihn zu decken. Seine Ungeduld an den Feind zu kommen, hat wiederholt ähnliche Zwischenfälle hervorgerufen. Sehr wenig Schonung legt dem gegenüber eine Londoner Correspondenz der „Voss. Ztg." an den Tag, welche sich wörtlich dahin ausspricht:

„Die französische Presse (namentlich der „Moniteur") erhebt den Vorwurf der „Feigheit" gegen die den Prinzen begleitende Escorte und das fatale Wort schlägt beschämend an das Gewissen der englischen Nation. Der Vorwurf ist in Bezug auf die britische Armee so neu und unerhört, daß wir das Gefühl der „tiefen Beschämung" wohl zu begreifen vermögen, unter deren Eindrucke der „Standard" immer noch schreibt, während er sich durch heftige Angriffe auf die Armeeführung in Südafrika eine Art von Diversion zu schaffen sucht. Man muß gestehen, daß es schwer sein wird, den Vorwurf zu widerlegen, wenigstens insoweit Lieutenant (Brevet-Capitän) Carey nebst seinem Recognoscirungs-Commando und einige andere Vorkommnisse, welche von Sir Robert Peel im Unterhause mit gebührender Entrüstung zur Sprache gebracht wurden, dabei in Betracht kommen — immer vorausgesetzt, daß die Darstellung des Herganges, sowie sie in den meisten Berichten erscheint, dem Thatbestande entspricht. Die ersten unter dem Eindruck der widersprechendsten Gerüchte abgefaßten Berichte über solche Ereignisse sind selten zuverlässig. Auch in diesem Falle machen sich verschiedene Auffassungen und Darstellungen bemerkbar. Der Specialcorrespondent der „Daily News" hat vernommen: daß gleich bei der ersten Gewehrsalve, welche sechs aus dem Schilfgrase plötzlich hervortretende Zulus abfeuerten, von dem Recognoscirungs-Detachement drei Mann, und unter ihnen der Prinz Louis Napoleon, fielen und daß darauf die Ueberlebenden Rettung in eiliger Flucht suchten. Diese Version, welche jedoch von keiner anderen Seite bestätigt wird und auch dem Oberbefehlshaber beim Abgang der letzten Post unbekannt gewesen sein muß, läßt allerdings die Handlungsweise des Capitän Carey und seines Detachements in einem etwas günstigeren Lichte erscheinen. Aber auch dann bleibt es sehr auffällig, daß fünf wohl berittene und wohl bewaffnete englische Soldaten vor sechs Zulus davonrennen, ohne sich nur einmal danach umzusehen, ob ihre gefallenen Cameraden den Wilden todt oder lebendig in die Hände fielen. Als sie im britischen Lager mit heiler Haut anlangten, waren sie offenbar über das Schicksal ihrer zurückgelassenen Gefährten selbst nicht aufgeklärt, sondern sie vermutheten nur, daß der Prinz L. Napoleon umgekommen sein müsse. Die allgemeine Version, welche noch dazu dem Thatbestande entspricht, lautet dagegen viel ungünstiger. Danach blieb die erste Gewehrsalve der Zulus wirkungslos. Alle dachten nur daran, die abgesattelten Pferde möglichst schnell wieder aufzusatteln. Wem dieses gelang, der konnte mit seinem Offizier Carey erfolgreich Reißaus nehmen. Wem es aber nicht gelang, der fiel unter den Assagays der Zulus. Der Prinz L. Napoleon scheint mit seinem nur oberflächlich aufgelegten Sattel vom Pferde gefallen und dann seinen berittenen Cameraden noch eine nicht unbeträchtliche Strecke zu Fuße nachgeeilt zu sein, bis er in einer Schlucht von den nachsetzenden Feinden erreicht und niedergemacht wurde. Erst am folgenden Tage wurde ein Cavallerie-Detachement ausgesandt, welches den Prinzen aufsuchen sollte. Es fand seinen nackend ausgezogenen Leichnam, welcher keine Spur von einer Schußwunde zeigte. In ähnlicher Verfassung wurden in einer Entfernung von etwa 50 und 100 Schritten die Ueberbleibsel seiner Cameraden entdeckt. Sobald Oberst Wood (während der Campagne fungirt er als Generalmajor und ist als solcher eben mit einer höheren Klasse des Bath-Ordens decorirt worden) alarmirt worden war, begab er sich auf eine dem Lager benachbarte Anhöhe, wo er durch sein Feldglas einen Trupp von etwa 20 Zulus bemerkte, welcher drei Pferde vor sich hertrieb. Keinesfalls war die Zuluabtheilung, welche das englische Detachement überfiel, so stark, daß die wilde, um das Schicksal der Came-

---

Urania-Gesellschaft zählte natürlich auch eine Menge Mitglieder, die das Theater nicht zu ihrem Lebensberuf gemacht hatten, wie z. B. mich, der ich ihr aber bis in die neueste Zeit treu geblieben. Als wir vor etwa zehn Jahren das 80jährige Stiftungs-Jubiläum festlich begingen, ist es mir doch recht wehmüthig um's Herz geworden, die Reihen des alten Berliner Kunstheeres gewaltig gelichtet gesehen zu haben. — Und nun ist auch die freundliche Garnisons-Kaserne dieses Heeres verschwunden mit Allem, was darin war, selbst mit den unersetzlichen Acten und Archiven, die sich dort seit neunzig Jahren aufgesammelt hatten.

R. Gardefeu.

O. J. Breslauer Sonntagsplaudereien.

Wir haben in der Schule die Regenbogenbogenfarben „roth, orange, gelb, grün, blau, indigo und violett" gelernt; diese gelten aber nur für den Himmel: für unsere Erde gelang es, die sieben Farben des Jahres „weiß, grün, rosa, roth, blau, gelb und grau" festzustellen und ich will ihre Deutung nicht schuldig bleiben. — Weiß ist die Baumblüthe; grün, die Färbung von Feld und Wald hinter und zwischen den hinweggeschmolzenen Blüthen; rosa, die herrliche Zeit der Rosen; roth, die der Kirschen und Erdbeeren, blau, der Pflaumen und des Weins; gelb der welkenden Blätter, des reifenden Getreides; grau, der Herbstnebel und endlich führt uns wieder Weiß durch Schnee zur Blüthenpracht. Dabei treten bei diesem Spectrum die Farben ineinander und durchdringen sich: während schwärmende, sehnsüchtig in die Zukunft blickende Jugend und melancholisch rückwärts schauendes Alter in dem Dufte der Rosen, des Lebens idealen Zauber vor- und nach- träumt, hält sich die thaufrische Kinderzeit und das realistische Mannesalter an das Roth der Beeren und der Kirschen. An tausend Ecken und Enden schreitet das kleine Volk mit dem Ernste der Aufregung der eine Fährte verfolgenden Jäger, den Blick zur Erde gesenkt, durch das feuchte Laub die korallenrothen Früchte sammelnd, spürt nicht die Dornen und Hecken, die es auf seinem Siegeslaufe hemmen, und an tausend und abertausenden Bäumen sind Urahne, Großmutter, Vater und Kind kletternd und klimmend in das Geschäft versenkt, die kaum erst zur Freude ihrer Existenz gelangten Kirschen von den Bäumen zu pflücken und zu sammeln. Ob die Pflückenden aber bei dieser Auslese der Würdigsten für den Gebrauch und Genuß der nimmersatten Menschen, immer darauf sehen, daß diese „das Zeugniß der Reife" haben, ist mehr als zweifelhaft: wir würden wahrscheinlich weniger Ruhr und ähnliche Sommerkrankheiten zu beklagen haben, wenn das kaufende Publikum den Verkäufern, die noch nicht ausgewachsenes, blaßwangiges, kränkliches „scrophulöses Gesindel" von Kirschen und später von Pflaumen zu Markte bringen, einmüthig ein „Danke für Obst" entgegenrufen würden. — Oder sollte es nicht heilsam sein, wie man der Verfälschung von Nahrungsmitteln so streng auf die Finger sieht, das Hereinbringen von unreifem Obst polizeilich zu verbieten und zu verfolgen, wie etwa trichinenhaltiges Fleisch? ist es richtig, daß sich, den Bauern zu Liebe, die vielleicht aus Geldbedarf oder aus Bequemlichkeit, ihre Obstschur vorzeitig bewirken, unsere Stadtkinder krank machen: denn was einmal an den Markt kommt, wird ja doch consumirt und es gehört mehr als die Charakterstärke des heiligen Antonius du[illegible] den Versuchungen eines vollen Kirschkorbes zu widerstehen! Reifes Obst ist die wahre Ambrosia! Frisch, schön und gesund und, dabei gilt es, als zu billig und zu natürlich, für den vornehmen Tisch nicht ganz fashionable, es müßte denn aus Tyrol herkommen, ungarisch oder italienisch sprechen, oder zu einer außergewöhnlichen Jahreszeit erscheinen: sonst ist Obst nur im eingelegten, verzuckerten Zustande als Compot kurfähig. — Gutes Obst müßte und könnte, es ist ja billig genug, die Sommermonate über, in Riesenkörben, die sich, wie Elias Oelkrüglein, stets von neuem füllten, in jeder Wirthschaft, auf jeder Restaurationstafel, wie bei uns das Wasser oder in Italien und Spanien der Wein à discretion der Gäste aufgetischt stehen. — Wie lange dauerts, so ist die frische fröhliche Obstzeit vorbei und dann mögen wieder ausländische Früchte und Conserven an ihre Stelle treten.

Dem Obstverkauf liegt das Marktwesen so nahe, daß es schwer ist, nicht wieder einen Blick auf den neuen Lessingmarkt zu werfen. — Lessing erzählt uns die Geschichte von den drei Ringen: der Lessingmarkt hat an dem einen Ringe mit seinen großen Märkten und an der Concurrenz des Neumarkts hinreichend genug. — Es haben sich mittlerweile ein paar Dutzend Verkäuferinnen zugefunden, welche in Reih' und Glied vor ihrer Wagenburg wie ein alter germanischer Stamm gerüstet auf die Feinde oder vielmehr Freunde warten: aber diese zeigen sich nur sehr vereinzelt und die unternehmenden und opferwilligen Leutchen machen ein elendes Geschäft; dabei haben sie — es wächst ja der Mensch mit seinen höheren Zwecken — zum Theil ordentliche mit Leinewand behängte Verkaufsständer; aber auch dieser Culturfortschritt ist nicht im Stande, den Strom der Käufer aus seinem alten Bette zu entwegen. — Dazu bedarf es absolut einer Neuheit, eines charakteristischen Vorzugs und hier möchte ich, das Project einer ordentlichen Markthalle nicht aufgebend, aber stundend, mich einstweilen mit der Anlage von gedeckten Colonaden befriedigt halten, deren Schatten im Sonnenschein, und Trockenheit im Regen und Wärme im Winter für das dort verkehrende Publikum angenehm und gesund, für die Güte der feilgebotenen Waaren aber höchst werthvoll wären.

Es steht ganz außer Zweifel, daß die so geschaffenen geschützten Verkaufsstellen, unter denen die lieben Hausfrauen mit einer ganz anderen Behaglichkeit die Butter kosten und über das Gebündel Mohrrüben handeln können, als unter Sonnenbrand oder Regenguß schnell ihre Liebhaber finden würden.

Bald wird sich der Unternehmungsgeist hübsche übersichtliche Verkaufsstellen darunter einrichten, die durch die Fülle, Anordnung, Güte und Reellität des Dargebotenen sich die Kundschaft fesseln werden — und wenn sie wirklich gegenüber den outsiders mit den Eiern um einen Pfennig auf die Mandel aufschlagen sollten, was ich noch sehr bezweifle, zumal das „Aufschlagen" den Eiern gar nicht gut bekommen soll — so wird ihnen die einsichtige Hausfrau gern den Vorzug geben, anstatt auf dem beschneiten Straßenpflaster durch nasse Menschen sich durchdrängen zu müssen.

Anstatt des großen Wettrennens hat in dieser Woche das Hunderennen im Margarten, wie man mir erzählt, mit bestem Erfolg stattgefunden. Die Thiere wurden alle auf einmal aus ihren Ställen gelassen und liefen auf die zugehörigen Herren, die etwa 70 Ellen davonstanden und ihnen pfiffen, mit affenmäßiger Geschwindigkeit zu, selbst die Würstel, die man ihnen, wie Hippomenes der Atalante beim Wettlaufe die goldnen Kugeln, auf den Weg legte, um sie in ihrem Laufe zu hemmen, waren ihnen Wurst. — Specialbericht steht noch aus.

Wenn durch dieses Hunderennen die Hundstage inaugurirt wurden, so hat sich der Himmel daran bisher wenig gekehrt und kühle Winde und ziemliche Wassermengen unter die Länder vertheilt. In Paris regnet es bis heut ohne Aufhören. — Ein junger Mann, brachte dort dieser Tage eine Feuilleton-Novelle einem Redacteur, der wegen seiner Protection angehender Schriftsteller bekannt ist. Mechanisch wirft dieser einen Blick auf die ersten Zeilen, sie lauten: „An einem heißen Junitage —." Es thut mir leid, lieber Freund, sagte er sofort, indem er dem betroffenen Autor sein Manuscript wieder einhändigt „solche unwahrscheinliche Geschichten darf ich meinen Lesern beim besten Willen nicht auftischen."

Böser Blick.

In der Redensart „ein vernichtender Blick", „ein niederschmetternder Blick" ist es ausgedrückt, welche Macht und Kraft im menschlich[illegible] Auge liegt. Wie der imponirende Blick geistig hervorragender Mensch[illegible] dem tiefer Stehenden das Gefühl seiner Nichtigkeit beibringt, gleichsam moralisch schädigt, so kann auch leicht die Vorstellung [illegible] greifen, daß mit solchem Blicke eine Schädigung an Gesund[illegible] Eigenthum und Leben verknüpft sei. Im Fortgange dieses Glaub[illegible] werden dann besondere Personen mit dem so schädigenden Blicke [illegible] gerüstet gedacht und diejenigen, welche sich dadurch bedroht w[illegible] suchen nach Schutz- und Abhilfmitteln gegenüber der zauberisch[illegible] Einwirkung.

Wir begegnen diesem Aberglauben schon im Anbeginn der Geschichte und sehen ihn mit überraschender Uebereinstimmung bei de[illegible] verschiedensten Völkern durch den Lauf der Jahrhunderte sich bis au[illegible] die Gegenwart fortpflanzen. Seinen geographischen Mittelpunkt ha[illegible] er in den Gestadeländern des Mittelmeeres, von wo aus er sich con[illegible]centrisch über die angrenzenden Erdtheile verbreitet.

Keinesfalls ist dieser Aberglaube in Amerika so verbreitet, wie i[illegible] der alten Welt, da Beweise dafür nur sehr vereinzelt vorliegen, in[illegible]dessen sowohl aus dem Norden als aus dem Süden. Die alte[illegible] Indianer Nicaraguas glaubten an Leute mit tödtlichem Blicke, welch[illegible] namentlich Kindern gefährlich waren, und ebenso wird das böse Auge bei den Araukanern erwähnt.

Bei den Semiten findet sich dieser Aberglaube bereits im neuen Testament angedeutet. Christus selbst glaubte an das „Schalksauge", wie Luther übersetzt: „Es kommt von innen heraus und macht den Menschen gemein." So steht es denn auch noch heute felsenfest im Glauben der Araber.

Um sich und die Ihrigen gegen den bösen Blick zu schützen, wenden die Araber mancherlei Mittel an, so z. B. befestigen sie auf den Köpfen ihrer Kinder geschriebene Amulete, kleine weiße Porzellanschnecken und kleine mit Stückchen Knoblauch, Weihrauch, Alaun und Salz gefüllte Säckchen. Ganz besonders schützend sind Säckchen, welche mit Staub oder Erde vom Grabe des Propheten gefüllt sind, sowie auch das Besprengen mit dem Wasser des heiligen Brunnen Zemzem in Mekka. Ueber die Hausthüren hängen sie ganze Knob-

raden unbekümmerte Flucht ohne Schuß und Schwertstreich mit der Kriegsehre der britischen Armee von vornherein verträglich zu sein scheint."

Deutschland.

Berlin, 27. Juni. [Preußische Eisenbahnpolitik. — Aus der Tarif-Commission. — Abfahrts-Signale im Eisenbahnbetriebe. — Aus der Tabaksteuer-Commission. — General-Synode. — Revision der Kreisordnung. — Handelsminister Maybach und die Innungen.] Dank allerlei Zeitungsnachrichten mehr oder weniger officiöser Natur ist die Eisenbahnpolitik der preußischen Regierung in den letzten Wochen und Tagen wieder mehr in den Vordergrund getreten. Es gilt jetzt vor allen Dingen die Actionäre der Magdeburg-Halberstädter Bahn zu bestimmen, daß sie in der bevorstehenden Generalversammlung dem Betriebsüberlassungsvertrage mit dem Staate ihre Zustimmung geben. Was weiter aussehende Pläne betrifft, so erklärt die „Norddeutsche Allgem. Ztg." heute, daß das Gerücht, wonach die Regierung auch die Rheinische Bahn anzukaufen beabsichtige, der Begründung entbehre. Sie fügt aber hinzu, ob es sich nicht empfehlen dürfte, die Eifelbahn in den Betrieb und die Verwaltung des Staates zu übernehmen, sei eine andere Frage. Es handelt sich hier um die Strecke Call-Trier der Rheinischen Eisenbahn, die vor 10 bis 12 Jahren auf Andringen des Staates und nur gegen eine vierprocentige (oder genauer 3¾ procentige Zinsgarantie desselben für das Anlage-Capital von 37,500,000 M. gebaut worden ist. Seit dem Jahre 1871, wo sie in Betrieb genommen wurde hat diese Bahnstrecke noch in keinem Jahre solche Ueberschüsse gewährt, daß die Garantie des Staates nicht hätte in Anspruch genommen zu werden brauchen. Die vierprocentigen Zinsen betragen 1,500,000 Mark. Dazu hat der Staat zuschießen müssen von 1872—77: 1,160,508, 1,282,439, 1,355,931, 1,110,947, 1,104,935 und 932,296 Mark. Auch im vorigen Jahre, über dessen Ergebniß der Bericht seit einigen Tagen vorliegt, ist ein Staats-Zuschuß von 896,715 Mark nöthig gewesen. Nun heißt es in dem Gesetze von 1866 wegen Uebernahme der Zinsgarantie, daß der Staat berechtigt sein soll, die Bahn in eigenen Betrieb und eigene Verwaltung zu nehmen, falls er in fünf auf einander folgenden Betriebsjahren zu mehr als 2 pCt. Zinsen herangezogen worden ist. Die Voraussetzung trifft zu, wie sich aus der obigen Ziffernaufstellung ergiebt, und die Rheinische Bahn würde also nicht widerstreben können, wenn die Regierung von dem ihr zustehenden Recht Gebrauch machte. Vielleicht würde sie sich sogar noch freuen, die unrentable Strecke los zu werden, die vom Staate in Verbindung mit der neuen Moselbahn verwaltet werden könnte. — Die heutige Sitzung der Tarifcommission war dazu bestimmt, die Erklärungen der Finanzminister der einzelnen Staaten über deren finanzielle Lage entgegenzunehmen resp. zu erörtern. Zuerst nahm der Finanzminister von Preußen das Wort, um in ausführlicher Rede darzuthun, daß Preußen auf einen Zuschuß von 100 Millionen Mark rechnen müsse; demnächst schlossen sich die Vertreter der Finanzminister von Baiern und Würtemberg an. Der Abg. Rickert kritisirte die Wirthschaft der einzelnen Staaten und betonte, daß man dahin kommen müsse, geradezu die Budgets derselben im Reichstage zu berathen, wenn man in der That den Antrag Frankenstein auf Ueberweisung der Ueberschüsse des Reichs an die Staaten annehme. Nach einer verhältnißmäßig kurzen Discussion, an welcher sich noch die Abgg. Richter (Hagen), v. Kardorff ꝛc. betheiligten, wurde die Verhandlung vertagt, um in der nächsten Sitzung den Bedarf definitiv festzustellen. — Da jetzt überall auf möglichste Einheit in der Signalgebung hingearbeitet wird, scheint es gerathen, auf eine Verschiedenheit aufmerksam zu machen, welcher sich sehr leicht abhelfen läßt und bei der das Publikum namentlich interessirt ist, nämlich die Signale mit der Stationsglocke auf den Zwischenstationen. Während die eine Verwaltung alle drei Signale (Nr. 10 bis 12 der Signalordnung für die Eisenbahnen Deutschlands) geben läßt, nämlich Signal 10 bei Annäherung, 11 bei Stillstand, 12 bei Abfahrt des Zuges, lassen andere das Signal 10 fort, wenn nicht mehr als 5 Minuten Aufenthalt ist. Hierbei aber besteht noch eine Verschiedenheit: mehrerere Bahnen haben das kurze Läuten vor den 2 Schlägen eingeführt, andere nicht. Letztere Methode ist wohl nicht praktisch, da zwei einzelne Schläge ohne Vorläuten sehr leicht überhört werden können. Für Stationen mit kurzen Aufenthalten möchte es sich wohl empfehlen, das Signal 10 fortzulassen, dafür aber bei 11 vorzuläuten, damit auch entferntere Passagiere das Signal hören können. — Die Tabaksteuer-Commission, welche gestern Abend und heute vor der Plenarsitzung tagte, beschloß in ihrer gestrigen Sitzung einen Zollsatz von 85 M. für 100 Klgr. ausländischen Rohtabak gegenüber der Forderung in der Regierungsvorlage von 120 M. Bemerkenswerth ist die Erklärung des Regierungscommissars Schomer, daß die verbündeten Regierungen keinen Beschluß betreffs der Steuersätze der Commission erster Lesung gefaßt haben, und wahrscheinlich auch in nächster Zeit noch nicht fassen werden. Er sei aber durch den Finanzminister ermächtigt, zu erklären, daß durch ein Heruntergehen etwa noch unter die von Herrn v. Schmid vorgeschlagenen Sätze das Zustandekommen des Gesetzes ernstlich gefährdet werde. Für die heutige Sitzung war die Berathung des Nachsteuer-Gesetzes reservirt. Bei der Abstimmung wurde die Nachsteuer verworfen, indem Rohtabak, Halb- und Ganzfabrikate aus der Vorlage gestrichen wurden. Die Ablehnung erfolgt mit 22 gegen 5 Stimmen. — Wie man hört, soll den letzthin gemeldeten Absichten des Kirchenregiments gemäß die Generalsynode in den ersten Tagen des October zusammentreten. Auffallend ist es, daß von den zur außerordentlichen Generalsonyde landesherrlich berufenen Ober-Präsidenten v. Horn, Günther und von Patow diesmal keiner wieder ernannt ist, zumal diese, wie noch mehrere andere hervorragende Mitglieder der außerordentlichen Generalsynode auch diesmal unter den seitens des Evangelischen Oberkirchenraths in Vorschlag gebrachten Namen sich befunden haben sollen. — Durch die Blätter ging jüngst die Mittheilung, Graf Eulenburg II. denke trotz aller entgegenstehenden Behauptungen an die Weiterführung der Verwaltungsreform, und einer seiner vortragenden Räthe, Geh. Rath v. Brauchitsch, sei bereits mit Sammlung und Durcharbeitung des Materials beschäftigt. Wie wie erfahren, handelt es sich indeß keineswegs um eine Weiterführung, vielmehr eher um das Entgegengesetzte, um eine Revision der bisher erlassenen Gesetze, vorzüglich der Kreisordnung, bei der z. B. das gewählte Element in den Kreisausschüssen zurückgedrängt werden soll. — Auch die hiesigen Innungsverbände lassen sich die Wiederbelebung des Innungswesens angelegen sein. Auf eine bezügliche Eingabe hat ihnen der Handelsminister Maybach erklärt, daß es keineswegs die Absicht der Staatsregierung sei, die Entwickelung des Innungswesens in der Richtung einer verstärkten polizeilichen Einwirkung oder behördlichen Patronisirung zu pflegen. Der bekannte Ministerial-Erlaß vom 4. Januar d. J. bezwecke vielmehr, den Handwerkerstand zu neuer Selbstthätigkeit und energischer Selbstverwaltung anzuregen u. s. w. Den Erfolgen der Anregung wende die Regierung ihre Aufmerksamkeit zu, um sich Klarheit darüber zu verschaffen, ob und welche gesetzgeberischen Maßregeln etwa zur Wiederbelebung der Innungen vorgeschlagen werden könnten. Beiläufig verdient auch bemerkt zu werden, daß der Minister von dem unter Miquels thätiger Beihilfe entstandenen Osnabrücker Innungsstatut sagt, es sei keineswegs seine Absicht gewesen, dasselbe als ein überall anzuwendendes Musterstatut hinzustellen; vielmehr könne es nur als wünschenswerth bezeichnet werden, wenn überall die örtlichen Verhältnisse und die Eigenthümlichkeiten jedes Gewerbes gehörig berücksichtigt würden. — Der in Aussicht stehenden Kaffeezoll-Erhöhung wird die Verspätung der diesjährigen Kaffee-Ernte zu Gute kommen. Die Niederländische Handel-Matschappy macht bekannt, daß die im Juli und August auf Java abzuhaltenden Kaffee-Auctionen je um einen Monat hinausgeschoben sind, da in Folge des Regens nicht genügend Kaffee herbeigeschafft werden konnte. Aus letzterem Grunde sind auch bis jetzt nur 40,000 Ballen von der auf 92,000 Ballen geschätzten Ernte von Java-Kaffee an die Packhäuser der Regierung abgeliefert worden.

△ **Berlin**, 27. Juni. [Die Reichstagssitzung] verlief heute äußerst langweilig. Im Wesentlichen wurden die Schutzzölle der Tarifcommission auf deren mündlichen Bericht angenommen. Bei der Nr. 5 (Droguerie-, Apotheker- und Farbenwaaren) ereignete sich ein recht charakteristischer Zwischenfall. Der Abgeordnete für Mannheim-Schwetzingen-Weinheim, Handelskammer-Präsident Kopfer von Mannheim, wird in seiner Heimath unter die Volkspartei gerechnet, und documentirt zuweilen, wie gestern, wo er mit Schorlemer-Alst gegen die Petition für das Niederwald-Denkmal stimmte, durch eine radicale Abstimmung, daß er auch eine politische Farbe hat, also nicht gerade als ein reiner Interessenten-Abgeordneter, als ein Nichts-als-Schutzzöllner zu erachten ist. Er ist — wie er dem parlamentarischen Almanach anvertraut, seit seinem 14. Lebensjahr „im kaufmännischen Leben und mit wenig Unterbrechungen in der Tabaksbranche thätig. Auch an einer größeren chemischen Fabrik betheiligt." Die Inhaber chemischer Fabriken haben sich seit jener Zeit so eifrig an der Schutzzollagitation betheiligt, daß für sie, zum Schaden vieler Industrien, ganz erkleckliche Belohnungen abfallen. Aetzcali, früher zollfrei, Oelfirniß früher mit 3 M. pro 100 Klgr. Zoll belastet, sollen künftig mit 4 M. Zoll, calcinirte Soda und doppeltkohlensaures Natron mit 2,50 M. statt früher mit 1,50 M. geschützt werden. Dem Sodafabrikanten Kopfer waren diese Geschenke noch nicht reichlich genug, er beantragte, von gesetzgeberischem Drang beseelt, fünf Mark statt 4 M. und drei Mark statt 2,50 M. als Zollschutz zu gewähren, und begründete diesen Antrag lediglich als Interessent. Das war denn doch seinem Collegen, dem Abg. Dr. Brüning, dem Mitinhaber der unter der Firma Meister, Lucius u. Brüning zu Höchst am Main bestehenden großen chemischen Fabrik zu starker Tabak, und er deckte auf, daß die Erhöhung des Sodazolls schon ein ganz ungerechtfertigt hohes Geschenk aus dem Geldbeutel anderer Industriellen an die Sodafabrikanten enthalte. Das war fatal für Herrn Kopfer; noch fataler vielleicht aber war es, daß er, der directe Interessent, der einzige Reichstagsabgeordnete war, der für seinen Antrag stimmte! Die Stadt Mannhein wird wohlthun, sich für das nächste Mal nach einem andern Abgeordneten umzusehen. — Das alte Verlangen der Papierfabrikanten, die deutschen Lumpen dem Vaterlande zu erhalten und deshalb durch einen Ausfuhrzoll ihren Transport ins Ausland zu hindern, fand eifrige Vertreter im Centrum. Als es über den Antrag zur Abstimmung kam, zeigte es sich, daß ein großer Theil der Schutzzöllner und Agrarier nicht wußte, wie er stimmen sollte. Der kleine Herr von Kleist-Retzow z. B. war schon für den Antrag kerzengerade in die Höhe geschnellt, als er die majestätische Handbewegung des sitzengebliebenen Herrn von Varnbüler bemerkte, der allen getreuen Hintermannen zum Niedersetzen winkte. Herr v. Kleist-Retzow und mancher Andere tauchten schnell wieder auf ihren Sitz herab. Aber die Abstimmung blieb zweifelhaft und im Hammelsprung siegten die Gegner des Lumpenausfuhrzolls, zu denen neben den schutzzöllnerischen Führern Varnbüler, Löwe-Bochum auch der Präsident von Seydewitz gehörte, nur mit 116 gegen 114 Stimmen. Dem Centrum schien diese Niederlage recht schmerzlich zu sein; um dieser mächtigsten Partei nicht die Laune zu verderben, stimmte später die ganze Schutzzöllnerschaar für die Anträge Schröder-Lippstadt, der, entgegen der Vorlage und den Beschlüssen der Commission, gewalztes Blei, gewalztes Zink und gewalztes Zinn mit einem Schutzzoll von 3 M. für 100 Klgr. bedachte. Diese Anträge wurden daher, der erste im Hammelsprung mit 130 gegen 93 Stimmen, angenommen. — In der Tabaksteuer-

---

lauchbüschel, sowie Säckchen mit Alaun, Salz und Weihrauch. Besonders über die Eingänge neuer Häuser wird eine ganze Aloepflanze aufgehangen, weil man glaubt, daß der Prophet dadurch veranlaßt werde, dem Hause einen Besuch abzustatten. Die Beduinen hängen, um ihre Kameele vor dem bösen Blick zu bewahren, denselben allerlei auf dem Wege gefundene Sachen an, wie Stücke von alten Sandalen, Kleidern, Hufeisen u. s. w.

Vermuthet ein Araber, daß irgend Jemand, trotz seiner Vorsicht, auf ihn oder auf seine Kinder einen bösen Blick geworfen hat, so glaubt er ihn unwirksam zu machen, indem er ein Stück Alaun von der Größe einer Wallnuß auf glühende Kohlen legt und drei Fatha (einleitendes Capitel des Koran), sowie dreimal das letzte Capitel des Koran betet. Den so gebrannten Alaun stößt er dann zu Pulver, vermischt ihn mit irgend einer Speise und giebt dieselbe einem schwarzen Hunde zu fressen. Hiermit glaubt er den Zauber vernichtet zu haben, denn seine aufgeregte Einbildungskraft läßt ihn in dem durch die Hitze zu allerlei phantastischen Formen aufgeschwollenen Alaun die Züge dessen erkennen, der auf ihn und die Seinigen den bösen Blick geworfen hatte. Andere verbrennen in solchen Fällen ein Stückchen von der Kleidung dessen, der dem Einflusse des bösen Blicks ausgesetzt gewesen ist, mit etwas Alaun und Salz und beten dreimal die Fatha. Von den Frauen wird oft ein anderes Mittel angewandt, sie nehmen ein Stückchen Papier und durchstechen es mehrere Mal mit den Worten: „Dies sind die Augen desjenigen, der mich beneidet und deshalb einen bösen Blick auf mich geworfen hat", worauf sie es verbrennen. Hinter einer Person, die in dem Rufe steht, mit dem bösen Blicke begabt zu sein, wirft man zur Vorsicht irgend ein irdenes Geschirr entzwei.

Der heutige Egypter sucht von der Geburt seiner Kinder an schon die Folgen eines bösen Blickes abzuwenden und wiederholt die Schutzmittel dagegen in allen wichtigen Phasen seines Lebens. In Ober-Egypten darf selbst der Vater sein eigenes neugeborenes Kind bis zum siebenten Tage nicht sehen, da er möglicherweise gegen seinen eigenen Willen dem zarten Sprößling durch den Blick Schaden zufügen könnte. Dem heranwachsenden Kinde hängt der Fellah als Amulet gegen den bösen Blick Thierzähne um den Hals und um eine Braut dagegen zu feien, wird sie vor der Hochzeit mit Salz bestreut.

Hamilton sah in Siwah jedes Haus gegen den bösen Blick durch einen irdenen Topf geschützt, der im Feuer gut geschwärzt und mit der Oeffnung abwärts über der Thür oder an einer Ecke eingemauert war. In Verbindung hiermit standen nicht selten Schenkelknochen aus irgend einem Theile des Gebäudes hervor. „Dies", schreibt Hamilton, „fiel mir besonders auf, da derselbe abergläubische Brauch einst in England herrschte. Dieser und ähnliche Gebräuche wurden vom Concil zu London (etwa 1075) verboten."

Ascherson fand in Gräbern der egyptischen Oase Dacheo Stengelstücke einer sehr giftigen Asklepiadee, und dieselben Stengel sah Schweinfurth in Bündeln an Häusern der Oase Chargeh als Schutzmittel gegen den bösen Blick aufgehängt, daher es nahe liegt, einen ähnlichen Zweck bei dieser in Gräbern sonst nicht bekannten Beigabe zu vermuthen.

Die zur Hochzeit geschmückte Tripolitanerin macht, um sich vor dem bösen Blick zu schützen, das Chamza, welches darin besteht, die Hände mit der nach Außen gekehrten Handfläche vor sich zu halten. Zu demselben Zwecke hängen an ihren Zierrathen eine Menge runder Spiegelchen nebst goldenen Chamzas, welch letztere eine Hand vorstellen sollen, aber eher wie ein kleiner Kamm mit fünf langen Zähnen aussehen. Diese zwei Gegenstände bilden überhaupt einen Lieblingsstaat der Frauen in Tripolis und Tunis. Hierauf geht die Mutter zur größeren Sicherheit gegen den bösen Blick zweimal mit einem brennenden Lichte um die Braut herum.

So geht mit ähnlichen Vorstellungen dieser Aberglaube durch Afrika, wo er sich mindestens bis in die Breite des Aequators verfolgen läßt, so daß wir ihn bei den semitischen und hamitischen Bewohnern so gut wie bei den Negern finden. Der Nubier glaubt, daß selbst ein starker Baumast durch den bösen Blick gebrochen werden könne, und die Bogos schützen gleich den egyptischen Fellahs ihre Kinder durch Amulete gegen denselben.

Die Krüge, in welchen das für den König von Wadai bestimmte Wasser gebracht wird, werden stets mit Stoffen umhüllt, damit kein unberechtigter oder böser Blick sie treffe, wie auch der Brunnen selbst, aus dem das Wasser geschöpft wird, mit Zeugeinfriedigung versehen sein soll. Die Frauen und Mädchen, welche das Wasser holen, werden von Eunuchen escortirt und wehe demjenigen, welcher ihnen begegnet und nicht sofort niederhockt und sie mit abgewendetem Blick vorüberziehen läßt. In Boru sind es die ernsten und zurückhaltenden Mekari, die, aller Zauberei verdächtig, auch durch den bösen Blick Unheil stiften.

Der Häuptling Pongo in der Landschaft Usinsa verhüllt vor Speke sein Gesicht, damit dessen „böser Blick" ihn nicht behexe. — Beim Könige von Uganda fand derselbe Gewährsmann eine eigene von Frauen geübte Würde, welche sich auf die Abwendung des bösen Blickes bezieht. Diese Abwenderinnen, Wabondwa genannt, müssen stets zugegen sein, wenn der König Audienz ertheilt. In Sierra Leone dagegen befestigen die Schwarzen kleine Schellen an die Fußknöchel ihrer Kinder, um den bösen Blick abzuhalten, und in Camarum beten die Kinder jeden Morgen zu der durch eine Kalabasse repräsentirten Gottheit Obu, welche die Macht hat, vor dem bösen Blick zu schützen.

Bei den Persern heißt der böse Blick „Sehr", und mit der Benennung „Sihr" wird er auch von den Hindus bezeichnet, und die Zigeuner haben dasselbe Wort mit der Sache nach Europa gebracht. Nach afghanischem Glauben schadet der böse Blick namentlich Wöchnerinnen und Nackten, oder Leuten, die im Dunkel der Nacht draußen sind. Durch Blei, welches man in Oel gießt, erkennt man den Uebelthäter, da das Blei dessen Gestalt annimmt. Je älter und gläubiger der mit dem bösen Blicke Behaftete wird, desto mehr verliert sein Auge die unheilvolle Kraft.

Indien war schon in früher Zeit fruchtbarer Boden für diesen Aberglauben. In einem Spruche des Atharwa Weda auf das Heilkraut Jangida wird diese Pflanze angerufen, den grausen Blick durch Gegenzauber unschädlich zu machen.

Die eingemauerten Asceten, welche Ibn Batuta (14. Jahrh.) zu Gwalior kennen lernte, besaßen die Gewalt, durch den bösen Blick Menschen in Leichen zu verwandeln, bei denen dann kein Herz mehr gefunden wurde.

Die Kolhs in Indien bringen auf ihrem Hause das Abbild eines Fisches an, um sich vor dem bösen Blick zu schützen.

Bei den Todas in den Nilgerris darf Niemand einen Neugeborenen ansehen. Roß King sagt nicht den Grund dieses Gebrauchs, doch dürfte derselbe wohl in der Furcht vor dem bösen Blick gesucht werden. Nach Prschewalski glauben auch die Mongolen am Kuku-nor an den bösen Blick. Da die Tartaren glauben, daß es Leute gebe, deren böser Blick den Bienenstöcken schadet, so hängen sie an denselben einen Pferdekopf, einen Fuß oder andere Knochen auf, damit das Auge zuerst auf diese Dinge falle, wodurch der schädliche Einfluß des zauberischen Anblickens abgelenkt wird. Von den Magyaren wird der Augenzauber mit den Worten szemely meg werni, d. i. mit den Augen schlagen, bezeichnet.

Bei den alten Griechen war der Glaube an den bösen Blick, durch den man einen Menschen zu tödten vermochte, weit verbreitet. Besonders die Thebaner um den Pontus standen im Verdacht, diese tödtende Kraft in ihrem Blicke zu besitzen. Als Schutzmittel dagegen trug man einen Schmuck von Korallen, oder spuckte sich an. Was diesen Aberglauben des tödtlichen Augenzaubers bei den heutigen Griechen betrifft, so scheut man sich z. B. nicht, einem angesehenen befreundeten Mann ins Gesicht zu spucken, wenn man glaubt, daß er vom bösen Blick bedroht werde. Auf diese Weise wird nach dem Volksglauben der Griechen Gefahr abgewendet. Zur völligen Entkräftung des Zaubers werden nach dem Ausspucken dreimal die Worte gesprochen: Pfui! pfui! Du böser Zauber. Der Augenzauber übt seine unwiderstehliche Gewalt aber nicht blos auf Menschen aus, sondern auch auf Thiere, z. B. schöne Pferde, selbst auch auf Bäume, die er bis zur Wurzel ausdorren kann. Dieser Gefahr zu entgehen, giebt es auch noch folgendes Mittel: ein dreieckiges Amulet mit Salz, Kohle und Knoblauch gefüllt, welches man unter Sprechen der Zauberformel: „Knoblauch und Salz soll in den Augen unserer Feinde sein", dem zu schützenden Gegenstande, Mensch oder Thier, anhängt. Die Griechen sehen es nicht gerne, wenn ein Fremder die Schönheit oder geistige Fähigkeit eines Kindes lobt; ist dies dennoch geschehen, so muß der Fremde bei seinem Weggehen das Kind anspucken, um den Zauber zu vertreiben. Schon Mercur wandte den Knoblauch gegen die Zaubereien der Circe an und so schützt man die Kinder auch noch heute gegen den bösen Blick, indem man ihnen die kleinen Zwiebeln unter die Haube bindet.

Der Glaube, daß gewisse Menschen durch ihren Blick willkürlich oder unwillkürlich Schaden verursachen können, herrscht in Albanien ebenso gut wie in der übrigen Levante; er ist besonders kleinen Kindern und Thieren gefährlich. Die ersteren sind daher stets mit verschiedenen Amuleten versehen und am Halfter der Saumthiere ist eine große blaue Perle befestigt. Zum Schutze gegen den bösen Blick malen die Mohamedaner den Kindern, welche sie auf die Reise mitnehmen, außerdem noch einen Halbmond oder einen Ring, die Christen aber ein Kreuz auf die Nasenwurzel. In manchen Gegenden wird das Zeichen der Kinder sogar eingeätzt. Eine Knoblauchzwiebel gilt als vorzüglicher Schutz gegen den bösen Blick. Jedes an Kinder, Hausthiere oder selbst leblose Sachen gespendete Lob wird in Albanien,

Commission haben heute 6 von 8 Nationalliberalen mit den Conservativen die Erhöhung des Zolls auf 85 M. (statt 60 der ersten Lesung) und der Steuer auf 45 Mark (statt 25 der ersten Lesung) durchgesetzt.

Oesterreich.

*** **Wien**, 27. Juni. [Proceß Schweizer-Varady.] Im Herbste war bekanntlich der kaiserliche Rath und frühere Chefredacteur der „Wiener Ztg.", Dr. Schweizer, in Untersuchung gezogen, weil er seine Stellung und seine Verbindungen benutzt, um den Leuten Geld zu entlocken durch die Vorspiegelung, ihnen Orden und Hoftitel verschaffen zu können. Die Lage der Dinge scheint sich aber jetzt doch für den Angeklagten viel günstiger zu gestalten. Wenigstens kann doch seine Thätigkeit in Betreff der Hoftitel weder eine illegale, noch eine ganz imaginaire gewesen sein; er muß sich da wirklichen und vollkommen gesetzlichen Mühewaltungen unterzogen haben, wenn der, durch Stellung wie durch Reichthum über jeden Verdacht der Zweideutigkeit erhabene Chef des Preßbureaus, Hofrath Ritter von Erb, z. B. den Buchhändler Wiennick in Brünn, der dort gegen Giskra gehetzt, mit seinem Gesuche um die Verleihung des Titels eines Hoflieferanten an Schweizer adressirt unter Hinzufügung der Bemerkung, Se. Durchlaucht der Ministerpräsident wünsche eine günstige Erledigung. Schweizer erscheint als das Opferlamm dreier Ungarn, die eine neue „gemeinsame Angelegenheit" entdeckt haben. Durch seine zahlreiche Familie und durch financielle Bedrängniß ließ er sich verleiten, mit den beiden Pestern Sonnenberg und dem „Virtuosen" Siebert bedenkliche Wege zur Exploitirung seiner Position einzuschlagen: Siebert, der klüglicher Weise sein Domicil in Ungarn genommen, ist unserer Justiz unerreichbar, während der „Journalist" Sonnenberg, ein Mann von den vielseitigsten und bedenklichsten Antecedentien, auf der Anklagebank neben Schweizer Platz nehmen mußte, weil er in Wien weilt. Zu den eigentlich verbrecherischen Actionen aber, den großen Geldentlockungen unter der Vorspiegelung, daß auf diesem Wege Decorationen zu erlangen wären, reichte ja Schweizers Einfluß gar nicht aus, hierfür mußten Sonnenberg und in zweiter Linie auch Siebert eine ganz andere Persönlichkeit entdecken. Sie fanden eine solche in dem ersten Vicepräsidenten des ungarischen Abgeordnetenhauses, Gabriel Varady, den der Anklageact als den wahren, wenngleich der Strafjustiz vorläufig unerreichbaren Schuldigen hinstellt. Bei der Jagd um Ordenstitel handelt es sich um ganz andere Summen, die durch eine Mühewaltung nicht mehr erklärt werden können: da aber wird Schweizer's Name gar nicht mehr genannt; sondern Sonnenberg und Siebert sind es, die Varady das Wild ins Netz jagen. Der Fabrikant Dr. Richter in Nürnberg z. B. ist sehr erfreut, den Titel eines Hoflieferanten erlangt zu haben, und zahlt dafür 3000 Mark, an deren Vertheilung allerdings auch Schweizer mit einem Drittel participirt. Dann aber deponirt er 16,000 Mark, angeblich zu einem mildthätigen Zwecke, gegen einen Revers vom 15. Mai 1878 in Varady's Hände, wonach diese Summe bis zum 30. September retournirt werden soll, falls Richter bis dahin nicht den Eisernen Kronenorden dritter Klasse erhalten habe. Aus dem Orden ist natürlich nichts geworden; das Geld aber ist noch drei Vierteljahre in Varady's Händen geblieben, bis gestern endlich Richter an den Assisen-Präsidenten über Hals und Kopf telegraphirte, er habe die 16,000 und dann auch die 3000 Mark erhalten, ohne jede nähere Angabe von wem und woher? „Das ist ja ein gottvoller Zufall", sagte der Staatsanwalt. Ein anderer Fabrikant, Grillmeyer, auf dessen Fährte Siebert Varady gebracht, giebt diesem, der in einem Briefe selbst gesteht, „Geld zu brauchen", und Siebert auffordert, zuzusehen, ob Grillmeyer zu einem größeren Darlehen zu haben sei, 20,000 Fl. Rente, ohne Wechsel, gegen das Versprechen, einen Orden zu erhalten. Allerdings erklärt auch Grillmeyer heute, er werde, da der Orden natürlich ausgeblieben ist, schon wieder zu seinem Gelde kommen — und wenn auch nicht, er habe dasselbe von vorn herein halb und halb verloren gegeben. „Ohne Vorschuß ist das Alles eine rein akademische Discussion; erst der Vorschuß beweist, daß es den Herren Ernst ist" — das ist Varady's „Princip" — nach einem seiner Briefe.

Osmanisches Reich.

Konstantinopel, 26. Juni. [Die Absetzung des Khedive.] Die Pforte hat anläßlich der erfolgten Absetzung des Khedive von Egypten die folgende Note an ihre Vertreter im Auslande gerichtet:

Die Ereignisse, welche sich seit einiger Zeit in Egypten abspielen, ziehen die ernsteste Aufmerksamkeit Sr. kaiserlichen Majestät des Sultans und seiner Regierung auf sich. Durch die freiwillige Verleihung des Fermans vom 13. Rebuil-Akhir 1290 an Ismail Pascha hatte die kaiserliche Regierung einen offenkundigen Beweis ihres Verlangens gegeben, zum moralischen und materiellen Aufschwunge in Egypten beizutragen; unglücklicherweise haben die Thatsachen der Erwartung nicht entsprochen, und auf dem Punkte, wohin die Dinge heut gediehen sind, bleibt Sr. kaiserlichen Majestät dem Sultan und seiner Regierung keine andere Wahl mehr, als zu versuchen, Egypten durch einen Act souveräner Justiz einer Situation zu entreißen, deren Bedenklichkeit für Niemanden ein Geheimniß ist. In Folge dessen hat Se. kaiserliche Majestät der Sultan, unser erhabener Herrscher und Gebieter, durch einen auf den einstimmigen Bericht seines Ministerrathes hin erlassenen Irade soeben die Absetzung Ismail Paschas verkündet und die hohe Würde, mit welcher er bekleidet war, seinem Sohne, dem Muschir Tewfik Pascha, übertragen. Diese wichtige Entschließung der kaiserlichen Regierung ist bereits in Egypten notificirt worden, und ich ersuche Sie, dieselbe in amtlicher Weise zur Kenntniß der Regierung zu bringen, bei welcher Sie beglaubigt sind. Euer . . . wird nicht verfehlen, hinzuzufügen, daß nichts den Absichten Sr. kaiserlichen Majestät des Sultans und seiner Regierung ferner liegen könnte, als der Gedanke, aus den Verwicklungen des Augenblickes Nutzen ziehen zu wollen, um Egypten der Wohlthat jener Institutionen zu berauben, welche den Gegenstand der allgemeinen Fürsorge gebildet haben und die eine vierzigjährige Erfahrung bekräftigt hat. Die souveränen Verfügungen, welche dieser Provinz und der Familie Mehemed Ali's die bevorrechtete Stellung des Fermans von 1257 gesichert haben, bleiben in voller Kraft. Wenn die kaiserliche Regierung die Verfügungen des Fermans von 1290, welche einen so verderblichen Einfluß auf den Gang der egyptischen Verwaltung ausgeübt haben, annullirt, so werden die befreundeten Regierungen — wir sind dessen sicher — darin nur einen Beweis mehr der souveränen Fürsorge für die Wohlfahrt Egyptens erblicken. Die kaiserliche Regierung gedenkt auch keineswegs die Abmachungen anzutasten, welche von Ismail Pascha mit dem Auslande innerhalb der Grenzen der ihm eingeräumten Gewalten getroffen worden sind. Von der souveränen Autorität Gebrauch zu machen, um die selbstständige Verwaltung Egyptens gegen deren eigene Ausschreitungen zu schirmen, und allen erworbenen Rechten Rechnung zu tragen, dies ist der Zweck und dies wird die Wirkung der Maßregel sein, durch welche Se. kaiserliche Majestät der Sultan einer Krise ein Ziel setzt, welche noch größere Verhältnisse hätte annehmen können. Wir zweifeln nicht, daß dies auch die Ansicht der Regierung sein werde, bei welcher Sie accreditirt sind. Wir glauben uns nunmehr berechtigt, im vornhinein auf die wohlwollende Aufnahme zu rechnen, welche dieser souveräne Act, der dazu bestimmt ist, die Ruhe und Ordnung in einer so wichtigen Provinz wie Egypten zu sichern, dessen Zukunft eine schwere Gefährdung drohte, überall finden wird. (N. Fr. Pr.)

Provinzial-Zeitung.

Breslau, 28. Juni. [Tagesbericht.]

S. **[Aus der Natur.]** Der Frühling ist fort — adieu, adieu ihr schönen Fluren — adieu du Weizenfeld mit allen zarten, weißen Blüthenfähnchen; du frischer, praller Trespenschwengel im safranbraunen Flitterzierrath auf den Spelzen. Die liebliche Ackerwinde freut sich, daß der Sommer kam, der ihrer Blüthen Lust und Zier in voller Ueppigkeit bedeutet; doch ließ sie aus Knospe und Schlaf sich noch gern vom Lenze selbst erwecken, ehe er schied! wollte beim ersten Blick vom schönen Jüngling angesehen sein, und süßen Duftes prangt ihr schöner Glockenkelch auf hohem Rispengras und Windhalm und steigt am Roggenstengel im Getreidefelde bis in die Aehrenspitzen auf, als wollte sie, weit ringsum gehört, den Sommerfaltern und den bunten Käfern läuten.

Der Frühling war mit blauem Himmelszelt gekommen, wie wenn der Aether damals sein allerschönstes Paraplüe über ihn und die wieder jung gewordene Erde spannte; mit schöner Sonne ging er jetzt zum hellen, heißen Sommertag hinein. Reiche Düfte streute er noch im Weggehen — und konnte auf herzlich Wiedersehen nicht scheiden, ohne Lieblichkeit und Schöne weit über der Erde Glück zu breiten. Wer zählt die Rosen, die er brachte, wer all' die Knospen, die im glücklichen Erblühen die Augen öffneten, die Welt erschauten und sich selbst im zarten Reize. Mir deucht, er gab uns der Rosen reiche Fülle so verschwenderisch, daß wir ihn unbehindert ziehen ließen in den weiten Weltraum, aus dem er nächsten Jahres wiederkehrt. Da sind die weißen, dort die gelben, bald chamois, bald golden, dort die rosazarten — die bei dem angeborenen Teint verblieben; dort glühen die purpurwangigen, dort die wie Morgenrötheglanz und Liebesfreude über die Gärten leuchten. Dort schwingen sie sich stolz und steif im Stamme empor, dort schlingen sie sich zart und biegsam um die Laube und lassen die reich geschmückten Ranken wie der Jungfrau wallend Haar in bunten Maschen niederfallen. Blickt man den Rosen in's Gesicht, spricht's wie ein heiterer Kobold aus den Fältchen, und Lächeln wohnt in jedem Grübchen und tief am Grunde zwischen den Blumenblättern da wohnen die kleinen Geister, die den süßen Rosenduft bereiten. Der Hollunder stand, als gerade die Rosen kamen, in vollsten Flor; am Ufer, in Hecken und Gärten; auf seiner kräftigen Gestalt trug er den ganzen Reichthum seiner blendend weißen Blüthenteller zur Schau, als wollte er Allen seine reiche Ausstattung zeigen.

Einen sehr lieblichen Anblick bilden jetzt die jungen, im Frühjahr an den Kronen verschnittenen und darum jetzt mit reizend netten Köpfen prangenden Kugelakazien. Das noch sehr zarte frische Laub flattert ihnen lustig um die runden Wipfel und sieht man sie in langen Reihen am Trottoir die Straßen weit hinabziehen, ist's, als ob junge schöne Waldnymphen im Festzuge durch die Stadt gingen. Aus den Fenstern blicken frische Sträuße wie verschwistert zu den Schönen. Mit Glanz auch feiern die Cacteen, die mit dem paradiesvögelartigen Geschweif der schwungvoll vorschwebenden Staubfäden den Formensinn der Blumenwelt verherrlichen, den heißen Sonnenschein des Sommers. Die Wachsblume, mit den spiegelglatten grünen Blättern den hellen Lichtstrahl ablehnend, ganze Büschel wachsartig durchsichtiger zartbemalter weißer Blumensterne mit vollen Händen ringsherum ausstreuend, in klar perlenden Honigtropfen ihre innere Vortrefflichkeit verrathend, hat jetzt ihre Glanzzeit an den mittäglichen Fenstern. Das Vergißmeinnicht guckt traulich überall in Kränzchenform — es mag wohl sein, weil die Bräute Kränze lieben — von Tisch, Commode und Fensterbrett im Zimmer herum; Resedaduft erfreut die Stickerin am Rahmen und die gütig sorgende Hausfrau, die ausruhen kommt von den häuslichen Mühen; und aller Frauen holder Liebling, der Vanillenstrauch (Heliotrop) strömt üppig jetzt die schwelgerisch süßen Düfte und gießt sie massenweis zum Abend, wenn die Sonne scheidend grüßt und die Sterne, Lieb dem Liebchen, freundlich winken.

In Natur und Garten haben die Bäume ihre volle Laubfülle erreicht. Wo Wipfel und Busch am dichtesten strotzt, dorthin lenken die Vögel mit der ausgeflogenen Brut, um sie während der Zeit ihrer Unerfahrenheit und Unbeholfenheit vor des Feindes Augen, den sie durch fortwährendes Zetergeschrei anlockt, zu verbergen. Da klirrt und schwirrt in manchem undurchsichtigen Lindenwipfel der jungen Grünhänflinge Geschrei, daß es die Ohren kaum ertragen können. Andere Hauptspectakelmacher unter den ausgeflogenen Springinsfelds sind die jungen, grauen Fliegenschnäpper; nicht minder eifrige Rufer, aber nur mit zarten, lieblichen Tönen und Stimmen begabt, die ausgeflogenen Bruten der Kohl- und Blaumeisen. Sind schon die Kohlmeisen wegen ihrer außerordentlichen Gewandtheit und Beweglichkeit in den Turnkünsten aller Art so anziehend, so noch viel mehr die durch alles dieses gleich ausgezeichneten Blaumeisen, welche aber noch die größere Kleinheit, Nettigkeit und Zierlichkeit und anbei auch traulicheres Benehmen vor ihnen voraus haben. Zu solcher niedlichen Vöglein Nest muß ich heut einmal die jungen Leserinnen führen. Immer im Leben ist es mir ein herzerquickender Anblick gewesen, wenn ich kleine oder große Mädchen mit einem lächelnden Säugling, sie selber dabei in allen Mienen so glücklich, herzen und kosen sah. Daran mußte ich jedesmal gedenken, wenn ich der kleinen Waldsänger ganze niedliche Kinderschaar beisammen fand, wozu nur die herzigen Mädchen zur anmuthigen Bewunderung fehlten.

Es passirt mir oft beim Spazierengehen zwischen Baum und Gang, daß mir ein leiser, zarter Zwischenlaut — denn wer mit der Natur

(Fortsetzung in der ersten Beilage.)

---

ebenso wie in der übrigen Levante, sehr ungern gehört, weil dem Gelobten sehr leicht dadurch der Tod oder sonstiger Schaden werden kann. Will man dagegen ein Kind oder sonst etwas genau ansehen, ohne Unzufriedenheit zu erregen, so thut man, als ob man es gelinde anspeien wolle, denn solches Speien ist besonders gut gegen den bösen Blick, man hört auch wohl das Wort „Knoblauch" dazu sprechen.

Die blaue Farbe soll gut gegen den bösen Blick sein und so tragen denn auch die Türken zur Abwehr gegen denselben blaue Kleider oder sie rühren ein eisernes Gefäß an oder feuern ein Pistol ab.

Bei den Südslaven haben wir dieselben Anschauungen. Dem jungen Bulgarensprößling heftet man nach der Taufe Knoblauch an die Mütze, den Mädchen Geldstücke, um sie gegen den bösen Blick und das Verschreien (uruki) fest zu machen.

Hat bei den Kroaten ein Kind Kopfschmerzen, so erklären die Eltern sofort, ein böser Blick habe es verdorben, und um sich davon zu überzeugen, legen sie glühende Kohlen in ein Gefäß mit Wasser; sinken die Kohlen sofort auf den Grund, so ist das ein untrügliches Zeichen, daß das Kind verdorben sei. Um dasselbe vom Einflusse des böses Auges zu befreien, muß man über seinen Kopf eine Kohle werfen, welche in den Wasserkübel fallen soll. Dabei muß der Werfende sprechen: „Mögen die Augen, die mich verdorben haben, verbrennen."

Im Slovenischen ist es der Substantiv Urak, welches die Behexung durch einen Blick bezeichnet. Nach der Annahme der Slovenen behext der Mensch einen anderen Menschen, wenn er ihn längere Zeit starren, festen Blickes betrachtet. Der Behexte fühlt alsbald heftigen Kopfschmerz. Als Gegenmittel wird Wasser in folgender Art angewendet. Auf den Kopf des Behexten wird ein mit Wasser gefülltes Trinkglas oder ein sonstiges Töpfchen gestellt, und nach und nach werden einzelweise drei, fünf oder sieben glühende Kohlen in das Wasser fallen gelassen. Fallen die Kohlen auf den Grund des Wassers, so war der Kranke unzweifelhaft behext. Letzterer wäscht sich sodann mit diesem Wasser Augen und Stirne, trinkt den Rest des Wassers aus, und — sofort ist er von der Behexung geheilt. Namentlich dürfen Kinder nicht zu lange festen Blickes betrachtet werden, weil diese noch rascher als Erwachsene behext werden.

Der Mensch kann auch Thiere, insbesondere Jungvieh behexen. Ist ein Kalb oder ein Füllen geworfen worden, so darf man das junge Thier niemals loben; wer es das erstemal sieht, muß ausspucken und ausrufen: „ti gerdobu" (du häßliches Ding).

Auch leblose Gegenstände kann der Mensch behexen. Hausfrauen und Köchinnen pflegen sich in der Stube einzuschließen, wenn sie den Teig für die Festkuchen oder auch für das „Hausbrot" anmachen, damit nicht Jemand den Teig behext; denn behexter Teig geht niemals auf und solches Brot wird nicht gut.

In Böhmen hat mancher Mensch schon von Geburt an die „zlé oci"; der böse Blick wirkt beschreiend; um das Beschreien zu erkennen, kocht man Wasser und wirft Kohlen hinein; sinken sie unter, so ist das Kind beschrieen. Oder man trägt etwas Rothes, ein Stückchen Brot und Salz bei sich. Wenn in der Gegend von Gablonz (Deutschböhmen) die Bauern weiße Zwiebeln über die Thüre hängen, damit sie die Krankheiten an sich ziehen, so sieht man hier ein Analogon zum Gebrauche des Knoblauchs bei den Südslaven, Albanesen, Griechen. Es ist stets der starke Geruch des Lauchs, der hier das Böse verscheuchen soll. Asa foetida genügt nach dem Glauben der Somalfrauen, um die Macht eines Zaubers zu brechen. Die Ersten binden den Kindern bei der Taufe neben Geld und Brot auch Knoblauch ins Wickelband, als Schutz gegen Zauberei. Knoblauch gilt in Ostpreußen als treffliches Mittel gegen alle Zauberei; man trägt ihn daher mit sich und giebt ihn auch dem Vieh. Spricht man über das blühende Aussehen eines Kindes in Königsberg, so fügt man dem Lobe bewahrend hinzu: „Knoblauch, Hyacinthenzwiebel, dreimal weiße Bohnen."

Nach mährischem Glauben vermag eines jeden Menschen Auge zu bestimmten Zeiten dem Vieh zu schaden, wenn man zu gierig auf dasselbe schaut.

Nach russischem Glauben rührt fast jede Krankheit vom Gifte des bösen Auges her. Man verfährt dagegen so: Man nimmt Wasser, von dem Niemand getrunken oder gekostet hat, dann drei Kohlen aus dem Ofen und Salz. Dies alles wird in ein Glas gethan, dreimal darauf geblasen und dreimal auf die Seite gespuckt. Hierauf wird der Kranke damit dreimal unversehens besprengt, dann nimmt er drei Schluck davon, worauf ihm die Herzgrube damit eingerieben wird. Das übrige Wasser gießt man an die Oberschwelle der Thür. Namentlich ängstigen sich schwangere Frauen vor dem bösen Blicke in Rußland, weil sie von den Einwirkungen desselben schwere und gefährliche Geburten erwarten.

Mancher Mensch, sagt man in der Provinz Preußen, hat solche Augen, daß er Alles, was er ansieht, verderben und tödten kann. Um sich vor solchen schädlichen Einflüssen zu schützen, stellt man sich in Masuren vor das behexte Vieh und betet mit gefaltenen Händen zuerst das Vaterunser, ohne jedoch Amen zu sagen. Sodann wird dreimal folgende Zauberformel gesprochen: „Thau fiel vom Himmel, vom Stein herab auf die Erde. Wie dieser Thau verschwindet, verschwand, in der Luft verwehet, so mögen auch die dreimal neun Zauber verschwinden, vergehen in der Luft und verwehet werden." Nach der dritten Beschwörung wird das Stück Vieh bekreuzt und endlich Amen gesagt. Diese Besprechung sichert sowohl vor dem bösen Blick, als sie auch die eingetretenen Folgen desselben heilt.

Der germanische Volksaberglaube hat für die bezaubernde Kraft des Blickes den Ausdruck „entsehen"; sie wird namentlich den Elben zugeschrieben. „Von der elbe wirt entsehen vil manoger man." Das triefende, neidische, üble Auge der Hexe kann plötzlich verletzen, säugenden Frauen die Milch entziehen, Säuglinge schwindsüchtig machen, ein Kleid, einen Apfel verderben. Als Sicherungsmittel gegen den Einfluß des bösen Auges trug man die Pfote des blinden Maulwurfs. Bei den Schweden heißt der böse Blick onda öga. Stîgendi kann durch seinen Blick alles verderben; dem gefangen Genommenen ziehen sie einen Sack über's Gesicht, er schaut durch ein Loch desselben und verdirbt mit seinem Blicke ein Grasfeld. Der Glaube an den bösen Blick lebt noch heute fort in germanischen Landen, wenn auch nicht so stark und ausgebreitet wie bei den Slaven. Behaftet damit ist noch dem Glauben der Lesachthaler (Kärnten) derjenige, dem die Augenbrauen zusammengewachsen sind, und wer einem solchen in's Gesicht schaut, bekommt „das Vermänte", wird behext.

In Schottland kennt man das böse Auge als The ill Ee (the evil eye); man glaubte, daß es in bestimmten Familien vorkomme und in diesen erblich sei. Der Besitzer verwandte es gegen seine Feinde, aber man konnte es auch gegen Bezahlung zur Rache an dritten Personen verwenden. Um sich dagegen zu schützen, nahm man Wasser aus einer Furt, „wo die Todten und Lebenden sich kreuzten", schüttete es in ein Gefäß mit drei Reifen über einem Kreuz-Schilling und besprengte sich damit im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes.

In der Bretagne heißt diese boshafte Bezauberung der „üble Wind", da die böse Ausströmung der Augen durch die Luft zu demjenigen hingetragen wird, dem man schaden will, und in Andalusien trägt man gegen das böse Auge der Zigeuner ein Hirschhorn als Schutzmittel. In Italien heißt es mal occhio, occhio, cattivo, in Neapel jettatura. Man trägt dagegen Agnus dei genannt Amulette aus Wachs und Balsam am Halse und macht dagegen die far la fica (die Feige machen) genannte Geberde. Wenn König Ferdinand I. von Neapel sich öffentlich zeigte, so pflegte er von Zeit zu Zeit die Hand in die Hosentasche zu stecken. Diejenigen, welche ihn kannten, wußten, daß er alsdann eine Faust machte und den Daumen zwischen den ersten und zweiten Finger steckte, um auf diese Weise den bösen Blick zu paralysiren, den einer aus der Menge etwa auf ihn werfen möchte. So bei den übrigen Romanen. Der Portugiese, bei dem der böse Blick olho mao heißt, nennt das Schutzmittel dar huna figa; der Spanier hazer la higa. Der Stammbaum des bösen Auges in Italien ist ein sehr alter. Lateinisch hieß es fascinus oder obliquus oculus. Horaz schreibt von seinem Gütchen

> Non istic obliquo oculo mea commoda, quisquam
> Limat.

Nach Plinius lebten in Afrika Menschen, die durch ihr Lob Bäume verdorrten oder Kinder umbrachten, und unter den Illyriern und Tribellern gab es Leute, die durch ihren zornigen Blick die mannbare Jugend tödeten. Frauen, die eine doppelte Pupille hatten, besaßen den bösen Blick. Das Anspucken, um den Schaden abzuwenden, welchen das Lob eines Anderen hervorbrachte, war im Alterthum schon bekannt, desgleichen dieselben Amulette wie heute. Sie waren aus edlen Metallen, Stein oder Knochen, am häufigsten aber aus Korallen gemacht und hatten die Form von Halbmonden, Götterbildchen oder eines Auges.

P. G.

Mit vier Beilagen.